

„Ich hätte ihn sehr gerne kennen gelernt“

Josef Hidasi war Bewohner eines der Schutzhäuser von Giorgio Perlasca in Budapest

Die AMTSBLATT-Redaktion sprach mit ihm über sein Schicksal und seine Eindrücke von der Perlasca-Ausstellung

Noch bis zum 13. Februar ist im Rathausfoyer die Ausstellung „Perlasca – Das Schweigen der Gerechten“ zu sehen. Die Ausstellung dokumentiert die Geschichte des Italieners Giorgio Perlasca, der 1944 in Ungarn über 5000 jüdische Bürger vor der Deportation aus Budapest in die Vernichtungslager schützte. In die Diskussion geriet die Ausstellung, weil Perlasca aber auch der faschistischen Bewegung in Italien angehörte, auf Seiten der Franco-Truppen in Spanien kämpfte und damit nicht so recht in das Bild vom guten Retter passt.

Bei der Ausstellungseröffnung meldete sich jetzt ein Überlebender und Zeitzeuge der Ereignisse von Ungarn, Josef Hidasi, der seit 1972 in Freiburg als Architekt lebt. Die AMTSBLATT-Redaktion befragte ihn zu seiner Lebensgeschichte und seinen Eindrücken von der Perlasca-Ausstellung. Das Gespräch mit Josef Hidasi führten Petra Zinthäfer und Gerd Süßbier.

Herr Hidasi, Im November 1944 waren Sie in der ungarischen Armee in Budapest für den Arbeitsdienst eingeteilt. Bevor Sie in eines der Schutzhäuser von Giorgio Perlasca gelangten, wie war die Lage in Budapest?

Nachdem ich den Tipp über die „Spanischen Häuser“ (siehe Kasten) bekommen hatte, musste ich mir natürlich sehr genau überlegen, wie ich mich von der Armee absetzen kann. Schließlich handelte es sich ja um Fahnenflucht. Und Sie müssen wissen, die Zustände zu dieser Zeit waren sehr chaotisch und beängstigend: Man hat jeden Tag gesehen, dass Menschen gejagt und erschossen wurden – sie konnten so was von der Straßenbahn beobachten. Und

Geboren wurde Josef Hidasi 1929 in Lucenec/Losonc, Tschechoslowakei. Die Stadt wurde 1938 Ungarn angegliedert. Als Sohn jüdischer Eltern blieb er, wie rund eine Million jüdischer Bürger und Flüchtlinge in Ungarn, von den Verfolgungen der Nazis verschont. Erst als

Josef Hidasi – einer von tausenden Geretteten

Hitler-Deutschland 1944 das als Bündnispartner unsicher gewordene Ungarn besetzte, wendete sich das Blatt. Der Antisemitismus fand einst im ungarischen Vielvölkerstaat keine große Resonanz. Trotzdem war es den Deutschen möglich geworden, nach der Besetzung und nach Ablösung hoher ungarischer Funktionsträger in Zusammenarbeit mit der Gendamerie in den Provinzstädten Ghettos zu errichten, aus denen Juden in die Vernichtungslager deportiert wurden.

Mit 14 Jahren wurde Hidasi aus dem Ghetto Lucenec, damals Losonc, von der Ungarischen Armee eingezogen und zum Arbeitsdienst an der ungarischen Front in der Ukraine eingesetzt. Er war dort zunächst noch wegen seiner Militärangehörigkeit sicher, aber dieser Schutz wurde gegen Ende des Jahres 1944 immer schwächer. Der Terror und die Mordlust der am 15. Oktober an die Macht gelangten „Pfeilkreuzler“ wurde im-

mer größer. Deshalb erhielt der inzwischen 15-Jährige von einem Vorgesetzten einen wichtigen Tipp: Es gebe in Budapest so genannte „Spanische Häuser“, die Kindern und Jugendlichen aus den Kreisen verfolgter Minderheiten Schutz böten.

Initiator dieser Häuser war der Italiener Giorgio Perlasca, der als bekennender Faschist auf der Seite der Franco-Truppen im Spanischen Bürgerkrieg gekämpft hatte und hierfür später alle Vergünstigungen eines spanischen Bürgers genoss. Im Auftrag des italienischen Militärs ging er 1942 als Handelskaufmann nach Ungarn. Dort erhielt er von der spanischen Botschaft einen Diplomatenspass, mit dessen Hilfe er Waisenhäuser für Flüchtlingskinder aufbaute. Unter dem Schutz der Botschaft fanden dort schätzungsweise 5000 Kinder und Jugendliche – vor allem Juden – Unterschlupf. Perlasca stellte außerdem vielen Schutzpässe aus, mit denen sie vor dem Zugriff der Nazis geschützt waren. Erst vierzig Jahre später wurde sein selbstloses Engagement bekannt, wofür er dann vom Staat Israel mit der Auszeichnung „Gerechter unter den Völkern“ gewürdigt wurde. Perlasca starb 1992 in Italien.

ich sah auch, dass Juden von der SS deportiert wurden. Als die Züge nicht mehr fuhren, haben die „Pfeilkreuzler“ (siehe Kasten) die Juden zu Fuß aus der Stadt treiben wollen.

Das heißt, Sie mussten jeden Tag um ihr Leben fürchten . . .

Ja, schon. Aber die Armee war mein Glück. Einen gewissen Schutz gab es dadurch noch für mich. Und wir sind genauso zur Arbeit gegangen wie andere Leute heute auch. Unser Einsatzbereich hat sich ständig geändert: Wir haben im Krankenhaus gearbeitet, in zerbombten Häusern und auch mal an der Technischen Uni.

Wie haben Sie es dann schließlich geschafft, sich abzusetzen?

Wir hatten noch so viel Freiheiten, dass wir zum Beispiel in unserer Mittagspause ganz normal in einem Restau-

rant zu Mittag essen konnten. In einer dieser Mittagspausen – wir haben gerade für zwei, drei Tage Trümmer geschauelt von einem Bombenangriff – da hab ich mich dann einfach in die Straßenbahn gesetzt, um zu dem Kinderheim in der Dob-utca zu gelangen. Ein paar Tage vorher hatte es ein Freund genauso gemacht.

Sie sind dort sofort und ohne Schwierigkeiten aufgenommen worden?

Na ja, ich wusste den Namen des Verwalters, und dadurch habe ich Eintritt bekommen. Wer dort aber wirklich zuständig war, wusste ich nicht. Perlasca habe ich leider nicht kennen gelernt. Gewiss kam er immer mal wieder zu dem Verwalter, um nachzusehen, was da los ist.

Wissen Sie, wie viele Spanische Häuser es gab und wie viele Menschen dort untergebracht waren?

Es gab insgesamt acht Häuser, und es fanden in jedem um die 200 bis 300 Leute Platz. Außerdem war ein ständiges Kommen und Gehen.

Sie waren dann vier Wochen in dem Haus und durften es ja auch nicht verlassen. Was geschah in dieser Zeit?

Es geschah nicht sehr viel, es war halt ein bisschen wie im Gefängnis. Bei Fliegeralarm mussten wir immer in den Keller. Einmal hat es heftig an der Tür geklingelt, als ich Dienst an der Pforte hatte. Es standen zwei Männer in SS-Uniformen mit geladener Maschinenpistole vor der Tür. Wir waren sehr erschrocken, aber man beruhigte uns, wir sollten keine Angst haben, sie seien lediglich vom jüdischen Widerstand. Sie holten jemanden zum Schein aus dem Haus ab und brachten ihn irgendwo hin.

Heißt das, dass es bewaffneten Widerstand gab?

Ja, und er war nicht schlecht organisiert. Das Haus diente auch dem Widerstand. Ständig kursierten Flugblätter, eine kommunistische Zeitung und neueste Informationen über die Situation draußen.

Sie waren in dem Haus ja mit ganz vielen Kindern und Jugendlichen zusammen. Vieles konnte man in dem Alter auch noch nicht erfassen. Gab es trotzdem in diesen vier Wochen auch schöne Momente?

Natürlich kam es da zu einem Solidarisierungseffekt unter den Bewohnern. Schließlich waren wir alle gleich. Es bildeten sich Gruppen, die ab und zu etwas aufführten, ein kleines Theaterstück oder irgendetwas Musikalisches. Man versuchte sich irgendwie abzulenken. Es gab sogar kommunistisch orientierte Jugendliche, die bereits für die „Partei“ werben wollten und Seminare veranstalteten . . .

Der Druck und die Todesangst konnte dadurch vielleicht verringert, aber doch sicherlich nicht ganz bewältigt werden. Wie kann man das über so viele Wochen – noch dazu als Jugendlicher – aushalten?

Wissen Sie, der Mensch gewöhnt sich an alles. Aber bei vielem war mir der Ernst der Lage gar nicht so bewusst. Der Dienst an der Front war für mich wie ein Pfadfinderausflug. Außerdem waren wir beim Militär und auch in dem Haus alle gleich, und diese Schicksalsgemeinschaft macht einen stark. Auf jeden Fall muss man jeden Tag die feste Überzeugung und den festen Willen haben, dass man überlebt.

Schließlich hat sie ihre Tante aus dem Schutzhause geholt und zu sich nach Hause gebracht.

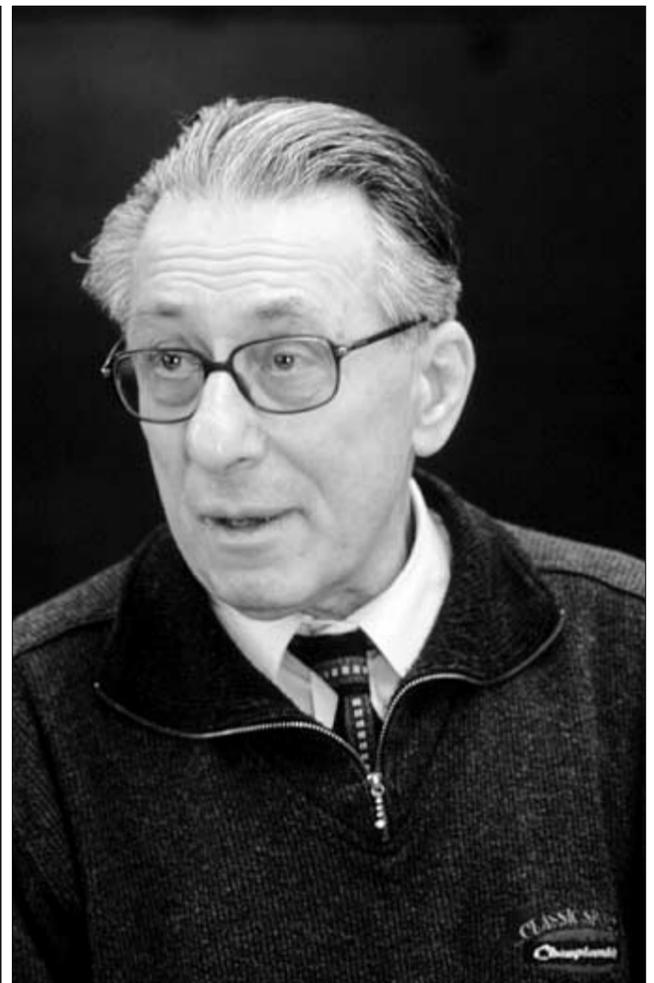
Ja, dann waren es nur noch die zwei Wochen über Weihnachten bis zum 8. Januar. Dann haben uns die Russen gerettet und so von der Todesangst befreit.

Von Perlasca haben Sie dann auch erst Jahrzehnte später erfahren . . .

Richtig, und heute weiß ich: Er war mein Retter. Das Schutzhause war für mich eine wichtige Brücke, um zu überleben. Ende der 90er Jahre bin ich über einen Artikel auf ihn gestoßen. Aber man muss auch sagen, dass es damals viele Retter gab, ein Einzelner hätte das nicht schaffen können. Von Raoul Wallenberg, einem schwedischen Diplomaten, hatte ich damals schon gehört. Heute weiß man, dass er ganz eng mit Perlasca kooperiert hat.

Und wie empfinden Sie jetzt die Diskussion in Freiburg anlässlich der Ausstellung über Giorgio Perlasca?

Die Kritik an der Ausstel-



Josef Hidasi und das „Spanische Schutzhause“ in Budapest in der Dob-utca 80, in dem er sich vier Wochen versteckte (Fotos: oben: R. Buhl, unten: privat)

lung finde ich sehr unangenehm. Perlasca hat das nicht verdient. Er arbeitete zum Schutz der Verfolgten und rettete Tausenden das Leben. Das finde ich sehr bewundernswert. Schließlich hatte er den spanischen Pass, er hätte Budapest jederzeit verlassen können, um sich in Sicherheit zu retten. Und mit den Schutzpässen, die er ausgestellt hat, hat er ja auch kein Geld verdient. Ich hätte ihn wirklich sehr gerne kennen gelernt . . .

Die Ausstellung im Rathausfoyer haben Sie sich auch angeschaut. Finden sie die Präsentation ausgewogen?

Ja, ich finde die Ausstellung ist offen, aufrichtig und würdevoll. Der faschistische Hintergrund Perlascas ist eindeutig angesprochen. Wenn jetzt aus parteipolitischen Gründen die Gefühle anderer verletzt werden, ist es empörend. Die sollten mal die Kirche im Dorf lassen!

Die Ausstellung muss ja auch bei Ihnen sehr viele Erinnerungen wecken. Was bedeutet es Ihnen persönlich, dass die Geschichte von Perlasca nun in die Öffentlichkeit gelangt ist?

Endlich kann auch ich erzählen, was war. Viele Jahre habe ich nicht darüber gesprochen – so wie es Perlasca auch getan hat. Man hatte eh andere Sorgen nach dem Krieg. Über die Verkettung Padua – Perlasca – Freiburg kommt jetzt auch wieder ein Stück meiner Geschichte hoch. Ich habe mich sogar entschlossen, eine Biografie zu schreiben. Die Geschichte eines Jungen im Zweiten Weltkrieg, der durch den Frontdienst gerettet wurde, gibt es ja noch nicht.

Seit fast vierzig Jahren leben Sie nun in Deutschland. War das Zufall, dass Sie schließlich in Freiburg „gelandet“ sind?

Ja, mehr oder weniger. Ich hatte in Basel eine Anstellung als Architekt, dort erreichte mich vom Finanzministerium Stuttgart ein Angebot. Mit Deutschland hatte ich nie ein Problem. Schließlich ist der Werktag überall auf der Welt gleich, nur der Sonntag kann anders sein. Was mich aber immer noch schmerzt ist, dass ich für immer meine Heimat verlassen hatte.

Herr Hidasi, wir bedanken uns für dieses Gespräch.